



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.tropen.de](http://www.tropen.de)



KRIMINALROMAN

**PATRÍCIA MELO**

# Der Nachbar

Aus dem brasilianischen Portugiesisch  
von Barbara Mesquita

TROPEN

Die Übersetzung aus dem Portugiesischen wurde mit Mitteln des Auswärtigen  
Amts unterstützt durch Litprom e. V. – Literaturen der Welt

Das Zitat auf Seite 102 stammt aus: Edgar Allan Poe: *Der Rabe*.  
Übersetzung von Hans Wollschläger, Zürich 1999.

Tropen

[www.tropen.de](http://www.tropen.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Gog Magog«  
im Verlag Rocco, Rio de Janeiro

© 2017 by Patrícia Melo

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur  
Mertin Inh. Nicole Witt e. K., Frankfurt am Main

Für die deutsche Ausgabe

© 2018 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung eines Fotos von

© Denis Cohadon / Trevillion Images

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50387-6

*Für meinen Freund Cláudio Rossi*

»I will show you fear in a handful of dust.«

*T. S. Eliot, The Waste Land*

# TEIL I





Ich habe weder das absolute Gehör mancher Musiker, noch sind meine Ohren so sensibel wie die von Hunden. Aber ich habe nie begriffen, warum Lärm nicht zu den wirkungsvollen Stichwaffen gezählt wird.

Ein Gelächter wie das aus dem oberen Stockwerk, das in spitzen, hysterischen Ausbrüchen mitten in der Nacht zu mir herunterdringt, kann genauso verletzen, dachte ich, als ich wach wurde. Nicht wie eine Pistole, ein Messer oder ein Seil. Seine Wirkung ähnelt eher der bestimmter Gifte, die zwar nicht töten, aber unsere Gesundheit ruinieren. Unser Leben zersetzen. Unseren Geist verwirren.

Eine weitere Nacht, in der mein Schlaf unterbrochen wurde. So ging das jetzt ständig. In manchen Nächten zwangen sie mich, mir verdorbene Lieder anzuhören. Oder Beischlafgestöhne. Stimmen. Gepolter. Oft rauschten dort oben die Elektrogeräte. Der Fernseher. Wenn es nicht rauschte, klapperte es. Zu später Stunde knallte es. Und dann erst dieses teuflische Fußgetrappel, unbeschreiblich. Es ließ mir nicht eine Sekunde Ruhe. Klack klack klack durch den Flur, hin und her, her und hin, bis tief in die Nacht.

Was war nur aus dem friedliebenden Biologielehrer in mir geworden?, fragte ich mich, erstaunt über die grausamen Gedanken, die mir jedes Mal in den Sinn kamen, wenn der neue Nachbar mich störte. Ygor war sein Name. Genau so, mit Ypsilon. Das Ypsilon musste für seine vielleicht schon verstorbe-

nen Eltern von kapitaler Bedeutung gewesen sein, und deshalb nannte ich ihn Senhor Ypsilon.

Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie sich die Szene vor über zwei Jahrzehnten in der Familie Silva abgespielt hatte. Wie soll das Kind heißen?, hatte der Standesbeamte gefragt. Ygor, mit Ypsilon, hatten die Silvas in dem Glauben geantwortet, das Ypsilon werde dem Jungen eine vielversprechendere Zukunft, wer weiß, vielleicht als Fußballspieler, bescheren.

Es war dieselbe Logik, nach der die Eltern meine Schülerliste alljährlich mit einem Haufen seltsamer Namen voller Doppelkonsonanten und Buchstaben füllten, die es in unserem Alphabet vor der Rechtschreibreform nicht gegeben hatte.

Im Falle des Senhor Ypsilon schien der Zauber aber tatsächlich zu funktionieren. Jedenfalls war sein Auto gediegener als meins. Ebenso seine Kleidung. Was meine Abneigung gegen ihn nur noch vergrößerte.

Als ich die Wohnung zu Beginn meines Lehrerdaseins gekauft hatte, war mir durchaus bewusst gewesen, dass ich mit Problemen aller Art konfrontiert werden könnte, mit Arbeitslosigkeit, Schwierigkeiten, den Kredit abzubezahlen, ich hatte es sogar für möglich gehalten, dazu verurteilt zu sein, den Rest meiner Tage in dieser winzigen Wohnung in einem hässlichen Viertel der Stadt, eingezwängt auf engstem Raum, verbringen zu müssen. Allerdings hätte ich mir niemals träumen lassen, dass ich irgendwann einmal weniger als drei Meter über meinem Kopf einen Geräuschproduzenten dieses Kalibers haben würde.

Es wäre nicht schwer, den einzigen Treppenabsatz, der mich von Senhor Ypsilon trennte, unbemerkt hinaufzugehen. In unserem Haus gab es keine Kameras. Wenn er alleine wäre und,

wie es schien, telefonierte, müsste ich nicht einmal klingeln. Zwei diskrete Klopfzeichen an der Tür. Und wenn er vor mir stünde mit seinen Schweinsäuglein, würde ich ihm einfach eine Kugel mitten in die Stirn jagen, und die Sache wäre erledigt. In zwei Sekunden wäre ich zurück und läge wieder in meinem Bett. Wie sollte man mich fassen?

Der Hausmeister würde den Polizeibeamten von meinen häufigen Beschwerden berichten und die zwischen mir und Senhor Ypsilon ausgetauschten Beleidigungen schildern. Sie hatten ständig Streit, würden die anderen Hausbewohner aussagen. Na, und? Aus welchem Grund wohl hat das Neue Testament das Gebot »Liebe deinen Nächsten« aus dem Alten Testament in »Liebe deine Feinde« geändert? Weil seit biblischen Zeiten der Nächste, der Nachbar, gleichbedeutend ist mit dem Feind.

Am schwierigsten, dachte ich, ohne die Kraft aufzustehen, wäre die Frage der Logistik. Wo würde ich mir eine Waffe beschaffen können? In der Schule? Von denselben Schränken, die mich jedes Mal, wenn sie eine schlechte Note bekamen, bedrohten?

Eder zum Beispiel. Ein bulliger Typ von fast zwei Metern, das Hirn total zugekifft. Ich könnte ihn dafür bezahlen, die Sache zu erledigen. Zweifellos hatte er Erfahrung mit derlei Dingen. Auf die eine oder andere Weise gerieten alle diese Jungs aus armen Verhältnissen, die beim Verlassen der Grundschule gerade einmal halbwegs lesen und schreiben konnten, auf die schiefe Bahn. Ich war mir sicher, dass Eder froh wäre, nicht mehr bei mir im Unterricht erscheinen zu müssen. Anwesenheitsbestätigung und gute Noten bis zum Ende des Schuljahres, würde ich sagen, wenn du mir einen kleinen Gefallen tust.

Soll ich Ihnen die Reifen wechseln? Ihre Sachen für Sie tragen? Weder noch, Eder. Ich will, dass du meinen Nachbarn tötest. Der Plan ist einfach. Wir brauchen lediglich das Moped von deinem Botenjob und die Waffe, die du am Wochenende bei deinen Überfällen verwendest.

Odair, der Mathematiklehrer, hatte mir kürzlich erzählt, dass viele unserer Schüler samstags und sonntags Überfälle begehen, um ihren Verdienst als Botenjunge oder Supermarktaushilfe aufzubessern.

Fahr mit dem Moped hin, würde ich zu Eder sagen, und warte, bis mein Nachbar aus der Garage kommt. Er ist leicht zu erkennen: ein pockennarbiger Typ mit dem Modewagen des Jahres. Von der Sorte gibt es dort keinen anderen. Du folgst ihm zwei Häuserblocks, bis sich eine Gelegenheit ergibt, du weißt schon, eine entlegene Ampel in unserem heruntergekommenen Viertel. Ist doch ganz einfach, oder?

Anfangs würde niemand Verdacht schöpfen. Selbst wenn es Zeugen gäbe, wer würde es wagen zu reden? Hier herrschen schließlich Regeln. Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen, so wie in der Allegorie von den drei Affen. Wir haben Angst vor den Verbrechen und noch größere Angst vor der Polizei. Für die einen sind wir die Zielscheibe, von den anderen werden wir drangsaliert. Das Problem, schloss ich entmutigt, wäre der Killer selbst. Was aber, wenn er mich später erpressen würde? Wäre ich dann gezwungen, in der Schule einen mörderischen Reigen zu inszenieren? Jocelen tötet Wesley, den Mörder von Sueliton, der Eder auf dem Gewissen hat? Selbst wenn der Killer mich nicht erpresste, bestünde immer noch das Risiko, dass er in nicht allzu ferner Zukunft wegen einer anderen Straftat verhaftet und am Ende meine Mitwirkung an dem Tod von

Senhor Ypsilon verraten würde. Wie sollte ich da ruhig im Bett liegen und schlafen? Nein, dachte ich, wenn schon töten, dann müsste ich selber den Abzug drücken. Und fragte mich, ob ich in dem Fall wohl auf mich zählen könnte. Wäre ich denn zuverlässiger als irgendein dahergelaufener Krimineller? Selbstbeherrschung ist eine komplexere Kunst als die, ein Verbrechen zu begehen. Und was, wenn ich scheiterte? Wenn ich das Ziel verfehlte? Ihn nur verletzte, anstatt ihn zu töten? Oder wenn mich im Falle des Erfolgs mein Gewissen bei lebendigem Leib auffräße? Ich bin kein Mörder, sagte ich laut und rollte mich über den Körper meiner Frau. Marta rührte sich nicht. Sie nahm seit längerem Schlafmittel, die sie aus dem Krankenhaus mitbrachte, in dem sie arbeitete, starke psychotrope Substanzen, die weit mehr vermochten, als beim Einschlafen zu helfen, und eine Art nächtliches Koma verursachten, einen Suizid, den der Morgen wieder rückgängig machte. Warum tat ich es ihr nicht nach? Ja, es stimmte, das hätte den Stress vielleicht reduziert. Aber der Lehrerberuf bereitete mir schon Probleme genug, als dass ich mir Sorgen wegen Zwölffingerdarmblutungen oder noch schlimmerer Dinge hätte machen wollen, von denen in den Beipackzetteln die Rede war. Leberdingen. Krebs-erregenden Dingen.

Jetzt vergiss mal den Ärger, sagte Marta, und sie hatte recht. Geh Klassenarbeiten korrigieren. Bereite deinen Unterricht vor. Es ist kontraproduktiv, mit der Galle zu antworten, befand sie. Theoretisch war ich ihrer Meinung. Praktisch aber war mir die Theorie scheißegal, vor allem, weil wir bereits bei dem Mann mit einer Flasche Wein geklingelt hatten, die ich anschließend ungeöffnet im Müllcontainer unseres Hauses wiederfand.

Gala, unsere alte Katze, folgte mir träge durch die Wohnung und verkroch sich unter einem Schrank, als sie mich in der Küche den Besen holen sah.

Ich zog einen Resopalhocker in die Mitte des Raumes und stellte mich, den Besen wie ein Schwert schwingend, darauf. Dann wartete ich ab, bis ich das diabolische HahaHAHAHAHAHAHAHahaha vernahm und hämmerte gegen die Decke, so energisch, als wollte ich den Leib eines Drachens durchstoßen.

Die Hausfrauentaktik löste das Problem zwar nicht, entschärfte es aber und funktionierte wie eine Art Ventil für den Hass, den ich nährte, seit wir unsere Fehde vor über sechs Monaten begonnen hatten. Gala gefiel das allerdings gar nicht. Ich musste sie unter dem Spülschrank hervorholen und meine Nase an ihrer Schnauze reiben, so wie immer, wenn ich sie beruhigen wollte.

Ich war schon mit der Katze auf der Schulter auf dem Rückweg ins Schlafzimmer, als etwas bisher nie Dagewesenes passierte. Etwas wie ein verspätetes Echo meiner Stockschläge dröhnte durchs Wohnzimmer. Und dann plötzlich Stille. Eine böse, künstliche, bedrohungsschwangere Stille. Gelähmt vor Wut hörte ich nichts als meinen Atem eines Jägers. Ich ging zurück in die Küche und schnappte mir den Besen. Gala rannte hinter den Kühlschrank. Nur um zu testen, wo genau der Halunke sich befand, klopfte ich etwas weniger hart gegen die Decke. Es dauerte keine Minute, bis die Antwort von oben ertönte: Tack Tack Tack. Und anschließend entlud sich ein weiteres dreckiges Lachen durch den Steinboden und bohrte sich wie ein scharfgeschliffenes Messer in mein Hirn.

In mir krampfte es sich zusammen, ein Stich in der Bauch-

nahegegend, der mich am ganzen Leib bis in die Fingerspitzen erzittern ließ. So war das also? Nicht nur, dass der elende Hund uns ständig störte, jetzt machte er sich auch noch lustig?

Explodierend vor Wut donnerte ich gegen die Decke, ein Mal, zehn Mal, zwanzig Mal, als wäre ich Jona und versuchte, mich aus den Eingeweiden des riesigen Fisches zu befreien. Als wäre ich Ismael und kämpfte gegen den weißen Wal. Es war nicht nur das Bedürfnis, meinen Nachbarn zu töten, das mich verzehrte. Ich wollte auch seine Gedärme zerfetzen und ihn auf meiner improvisierten Harpune aufspießen.

Ich hielt erst inne, als ich den von Gipsstücken übersäten Boden bemerkte. Meine Arme brannten. Erschöpft ließ ich den Besen sinken, in dem ungunstigen Gefühl, nicht mehr zu sein als ein pochendes Nervenbündel.

Ich setzte mich auf den von Putzresten bedeckten Boden, schloss die Augen und dachte, dass es bestimmt gut für meine Gesundheit wäre, wenn ich weinen könnte. Ich fühlte mich vergewaltigt. Zerschmettert. Vergiftet. Dieser Mann saugte alle Energie aus mir heraus. Stahl mir meine Nacht, meinen Sonntag, meinen Frieden.

Wahrscheinlich bringt man so am Ende den Mut auf, dachte ich. In einem solchen Moment einen Revolver zur Hand zu haben reicht aus, um aus einem friedfertigen, ehrlichen Menschen wie mir tatsächlich einen Mörder zu machen.

Tack Tacktack. Spitze, Hacke. Füße, die hin und herlaufen. Ins Bad. Ins Schlafzimmer. Tack Tacktack. Und zurück ins Bad. Und ins Schlafzimmer. Spitze. Hacke. Das morgendliche Gehen des Senhor Ypsilon, kurzer, leichter Trott, in einem pausenlosen, nervösen Rhythmus, ließ mich erahnen, was für ein Mensch er war: neurotisch, planlos, wirr. Was sollte das sein? Läuterung auf Kredit?

Am Frühstückstisch spürte ich, nachdem ich zu Fuß zum Bäcker gegangen war und anschließend Rührei zubereitet hatte, wie die Schuhe von Senhor Ypsilon auf meinen frischen Brötchen, meinem Obstsalat und meiner Zukunft herumtrampelten.

Gehüllt in ihren alten, mausgrauen Morgenmantel kam Marta in Pantoffeln ins Wohnzimmer geschlurft und rief, noch ehe sie sich zu mir gesetzt hatte, im Krankenhaus an, um sich nach einem Patienten zu erkundigen.

Im Allgemeinen musste ich beim Anblick ihrer verblassten Gestalt an unsere guten, alten hochwertigen Kleider denken, von denen nach zu häufigem Waschen nur noch die Reinlichkeit übrig geblieben war. Das Krankenhaus hatte das fertiggebracht. Nicht, dass es in mir lebendiger ausgesehen hätte. Der Lehrerberuf macht die Menschen genauso kaputt. Aber zumindest war ich noch ein Mann. Ich meine, wenn mich jemand auf der Straße anschauen würde, sähe er einen Mann. Die Frau in Marta war von den Bereitschaftsdiensten aufgefressen worden.



Sie war geschrumpft, hatte ihre Blüte verloren. Übrig geblieben war eine Handvoll Fleisch, das den Kittel ausfüllte und die Spritze hielt.

An diesem Morgen aber bemerkte ich etwas Neues an ihrer kleinen Gestalt. Wenn sie sich beim Telefonieren bewegte, trat ein goldener Schimmer auf ihre volle Mähne. Endlich hatte sie den Appellen unserer Tochter Gehör geschenkt und den vereinzelten weißen Haaren den Garaus gemacht. Ich überlegte, ihr ein Kompliment zu machen. Gut sieht das aus, wollte ich schon sagen, als sie auflegte. Doch noch ehe ich den Mund aufmachen konnte, erzählte sie mir, dass auf der Station soeben der Herr Soundso gestorben war. »Ich wusste es«, bemerkte sie und goss sich eine Tasse von dem Kaffee ein, den ich gerade gekocht hatte. »Man spürt es einfach«, sagte sie. »Man sieht es in den Augen der Menschen, sie sterben früher. Die Augen sterben zuerst. Manchmal kämpft der restliche Körper noch und will weiterleben, aber die Augen haben bereits aufgegeben.«

»Wie die Ratten auf einem untergehenden Schiff«, wollte ich schon sagen. Spitze, Hacke. Aber ich wusste, Marta wollte nichts hören. Tack Tack tack. Sie wollte reden. Spitze, Hacke. Sie musste reden. Ihr Handy war voller Fotos von Menschen, die am Ende waren, durchsichtig, aufgerissen und zugenäht, manche krebskrank, andere Infarktpatienten, manche an Schläuchen hängend, andere im Rollstuhl, dieser hier hieß Guilherme und die hier Rosana, das hier ist Norma und der da Maurício, alle waren auf dem Wege der Besserung oder im Begriff zu sterben, manchmal ging es ihnen unvermittelt besser, um kurz darauf doch zu sterben. Marta wollte gar nicht meine Meinung hören, wenn sie mir von den Fällen erzählte, es war auch keine Unterhaltung, kein Dialog, es war vielmehr ein Auskotzen und für

Marta eine Form, sich zu befreien – von dem Krebs der anderen, von dem fremden Emphysem, von dem plötzlichen Organversagen und der Allgemeininfektion, die zu ihrer täglichen Routine gehörten. Für gewöhnlich hörte ich ihr aufmerksam zu, meine Aufnahmebereitschaft tat ihr gut. Das war unsere Gemeinsamkeit: Sie kippte aus und ich sammelte ein. Jedenfalls beim Frühstück. Doch auf einmal gab es nun das da zwischen uns: Tack Tacktack. Schlafzimmer, Bad. Bad, Schlafzimmer.

»Er macht sich zum Gehen fertig«, sagte ich und deutete mit dem Finger zur Decke hinauf. »Hörst du?«

Mir war schon länger aufgefallen, dass auch das Gehör Intelligenz erfordert. Ich will damit nicht sagen, dass Marta dumm war. Aber manche Menschen hören eben nur, was sie sehen.

»Hörst du das?«, fragte ich wieder.

Sie seufzte ungehalten. Heute frage ich mich, ob ihre Stimmungsschwankungen womöglich ein Kollateralschaden des von Senhor Ypsilon verursachten Lärms waren. Wäre es nicht anders, wenn unser Gehör, anstatt die ganze Zeit über für Schallwellen und Vibrationen der übelsten Sorte offen zu sein, wie unsere Augen eine Schutzvorrichtung besäße? Wenn eine dicke Membran unser Hörvermögen entsprechend unseren Wünschen ausschaltete? Zumindest dann, wenn wir schlafen? Wir sind nicht nur, was wir essen, vermutete ich schon seit längerem. Wir sind auch, was wir hören. In der Schule jedenfalls konnte man das bereits feststellen. Was zum Teufel ist das los?, fragten wir uns bei den Lehrerkonferenzen, erschrocken über die Aggressivität der Schüler. Die jungen Kerle lachten uns frech ins Gesicht. Beleidigten uns. Und wenn sie sich eine Waffe besorgen konnten, brachten sie uns sogar um. Wir lebten in Angst und Schrecken. Wandten ihnen nicht den Rücken

zu, wenn wir zur Tafel gingen. Die Gefahr eines Angriffs war allgegenwärtig. Durchfallen lassen, niemals. Bei null Punkten hagelte es Drohungen und Belästigungen. Wenn bei Schulschluss das Klingelzeichen ertönte, verließ der Lehrkörper furchtsam in geschlossener Schar das Schulgebäude und blickte sich nach allen Seiten um, aus Angst vor einem Hinterhalt an der nächsten Ecke. Es würde mich nicht überraschen, wenn uns irgendeine nordamerikanische Studie eröffnete, dass das große Problem unserer Schüler der Hip Hop ist, hatte ich einmal gesagt. Der Favela-Funk. Geräusche können Bakterien töten, das ist bewiesen. Was mochte wohl dieser musikalische Müll und der höllische Lärm der Städte mit unserer Empathiefähigkeit anstellen?

War es nicht möglich, dass Marta von dem Bum, Bäng, Boff, Krach und Klong des Senhor Ypsilon ebenso verstört war wie ich? Ich kann nur sagen, dass ich meine Frau zu jener Zeit bereits nicht mehr verstand. Ihr erratisches Verhalten verwirrte mich. Gab sie mir am einen Tag Recht, war am nächsten Tag ich an allem schuld. Mal verstand sie mich, mal hasste sie mich. »Du meckerst zu viel«, sagte sie an diesem Morgen zu mir. Sie erhob sich vom Tisch, nahm ihre Tasse und ihren Teller und erklärte, ich altere »auf eine grässliche Art und Weise«.

Ich war so besonnen, nicht zu antworten, ich wusste, sie würde explodieren. Der Wutanfall kam dann auch Sekunden später, als Marta vor dem Schaden an der Küchendecke stand. Ich ließ sie schreien und sich austoben. Bis sie nur noch knisterte wie Salz, das man ins Feuer wirft.

Mit dem restlichen schmutzigen Geschirr ging ich zu ihr hin. Marta betrachtete den völlig zerlöchernten Stuck, sie bebte vor Zorn.

»Jetzt reicht's.« Ich glaube, das waren ihre Worte.

»Ich bringe das wieder in Ordnung«, versicherte ich.

»Du?«, fragte sie in höhnischem Ton.

»Wir stehen unmittelbar vor einem neuen Streik. Dann habe ich mehr Zeit als genug.«

»Du kriegst doch überhaupt nichts in Ordnung gebracht«, erwiderte Marta, bevor sie mich in der Küche stehen ließ.

Es wunderte mich nicht, als sie mir später mitteilte, sie werde an diesem Samstag außerplanmäßig einen Bereitschaftsdienst für eine Freundin übernehmen. Die Vorstellung, alleine zu sein, gefiel mir, und ich schöpfte mit keinem Gedanken Verdacht, dass sich da bereits etwas zusammenbraute.

Nachdem ich ihre Kittel gewaschen und die Wohnung aufgeräumt hatte, nahm ich mir am Nachmittag einen Stapel Klassenarbeiten vor und setzte mich mit einem Glas Bier zum Korrigieren ins Wohnzimmer.

Es roch angenehm nach einer Mischung aus Sauberkeit und dem Duft der Mango- und Guavenfrüchte, die ich in der Obstschale arrangiert hatte, und mit einem wohligen Gefühl streckte ich erst einmal die Beine auf dem Sofa zu einem Mittagschläfchen aus. Als endlich Stille einkehrte und die häuslichen Geräusche überdeckte, fühlte ich mich wie unter der Wirkung einer machtvollen Droge. Aber es war nur die Stille. Mehr nicht. Und es war noch nicht einmal eine vollkommene Stille, denn das wäre die Vollendung des Glücks gewesen, und das Glück existiert nicht als Ganzheit, sondern nur in Teilen, so wie alle industriellen Erfindungen.

Ich schlief so tief und fest wie schon lange nicht mehr und hatte angenehme Träume. Am frühen Abend wurde ich von einer Art Musik geweckt, die uns nicht nur über die Ohren, son-

dern durch alle unsere Öffnungen erreicht und uns die Sinne verstopft wie das Vogelgrippevirus.

In der nächsten Minute stand ich auch schon oben und drückte auf den Klingelknopf von Senhor Ypsilon. Er öffnete selbst die Tür. Mit seinem blassen, unrasierten Gesicht, den kleinen Äuglein und den kurzen Beinen erinnerte er an ein Stachelschwein. Ich gebe zu, ich war unverschämt. Übergriffig. Bestand darauf, hereinzukommen. Selbst nachdem er die Anlage ausgestellt hatte, wummerte die teuflische Musik in meinem Kopf weiter.

»Niemand sonst im Haus beschwert sich«, sagte er, als ich ihm das Problem erneut darlegte. Ich zählte nochmals die Tag- und die Nachtgeräusche auf. Beschrieb neuerlich das Möbelrücken, das Getrappel am Tag, das Rauschen der Klospülung und das Beischlafgewinsel.

Seine Augen glänzten ironisch. »Worum Sie mich bitten«, sagte er leise mit einer graziösen Bewegung, so als hätte er dort ein Publikum für seinen Zirkus, »was Sie wollen, ist, dass es mich nicht gibt. Leben ist laut«, sagte er und vollführte auf Zehenspitzen drei Schritte wie ein Hase auf der Hut. Er machte sich über mich lustig. »Was Sie als Lärm bezeichnen«, sagte er, »das bin ich, ein lebender Mensch. Ich kann nicht auf ›stumm‹ geschaltet, im Flüsterton, in Hausschuhen leben«, fuhr er fort wie ein Possenreißer, um am Ende ein raues Gelächter in mein Gesicht abzufeuern.

Ich bin nicht der Typ, der Streit sucht. Ich vermerke alles in meinem geistigen Notizheft. Dort führe ich meine schwarze Buchhaltung. Mangelnde Zuneigung, Grobheiten, versagte Gefallen oder abgeschlagene Bitten, all das wird sorgfältig registriert. Die Quittung kommt am Tag X. Für diesen eine Lektion

in Moral. Für jenen eine doppelte Portion Ironie. Alle, die aus-  
teilen, bekommen ihr Fett weg. So verfare ich. Das hier aber  
ging zu weit. Es reichte, dass er sein debiles Lachen von sich  
gab, damit ich ihn postwendend an den Schultern packte und  
schubste. Nicht minder impulsiv warf er mich mit einem Stoß  
gegen die Brust aus der Wohnung. »Soziopath«, sagte er und  
schlug mir die Tür vor der Nase zu.

»Du Hund«, erwiderte ich vom Flur aus und spürte, wie sich  
vor mir, einem endlosen, majestätischen Ozean gleich, der  
Hass auftrat.